Abonnementspreis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 570. **Montag** den 7. November 1892. **86. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 7. November.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß Jeder, der eine Reform herbeiführen will, den Zustand der angeblich reformbedürftigen Einrichtung mit dunklen Farben schildert. Handelt es sich dabei um innere Einrichtungen, an denen das Ausland kein besonderes Interesse hat, so kann aus einer solchen Schwarzfärberei nicht viel Nachtheiliges entstehen. Ganz anders aber liegen die Dinge, wenn es sich in einem von Gefahren umlauerten Staate um eine Reform derjenigen Einrichtungen handelt, von denen die äußere Sicherheit dieses Staates abhängt, und die daher von den Gegnern mit Argusaugen überwacht werden. Werden in einem solchen Falle, um Stimmung für die Reform zu machen, die bestehenden Einrichtungen öffentlich herabgesetzt, so wird dadurch die Sicherheit des Staates gefährdet, und für den Fall des Scheiterns der Reform sogar die Gefahr eines Krieges ganz wesentlich näher gerückt. Ueberall ist es daher üblich, und auch bei uns ist es üblich gewesen, die Gründe, welche eine durchgreifende militairische Reform wünschenswerth oder nothwendig erscheinen lassen, nicht auf offenem Markte auszupposaunen und besonders die den bestehenden militairischen Einrichtungen anhaftenden Mängel nicht dem Auslande in die Ohren zu schreien, sondern sie in einer parlamentarischen Commission vertraulich zu erörtern. Jetzt ist das bei uns ganz anders geworden. Während uns die Stimmungsmacher für die Militairvorlage auf der einen Seite versichern, die uns von außen drohende Gefahr sei weit größer, als man sich's träumen lasse, schildern sie uns andererseits in Artikeln des Militairwochenblattes und in Broschüren, die begierig im Auslande übersetzt und gelesen werden, den Zustand unserer jetzigen Heereseinrichtungen als einen höchst unzulänglichen, ja als einen solchen, der unsere Niederlage unausbleiblich zur Folge haben werde, wenn der Reichstag nicht in den sauren Apfel der Militairvorlage beiße. Heißt das nicht, unsere Feinde geradezu zu einem Angriffe herausfordern für den Fall, daß der Reichstag zur Annahme der Vorlage sich nicht entschließen kann? Heißt das nicht, den Teufel herbeirufen, der das unartige Kind fressen soll, wenn es sich durch einen Popanz nicht einschüchtern lassen will? Und was noch mehr befremdet und aufregt, ist der unbegreifliche Umstand, daß derselbe Reichskanzler, der den Entwurf hütet wie ein kostbares Geheimniß und auf Schutzmaßregeln gegen indiscrete Ausplaudereien sinnt, solche, unsere jetzigen militairischen Einrichtungen herabsetzende Artikel und Broschüren ruhig und sorglos in die Welt hinausgehen läßt, als ob die Möglichkeit einer Ablehnung der Vorlage gar nicht vorhanden wäre und gar kein Ausland existirte, das auf solche zum Mindesten indiscrete Schwarzmalereien die gefährlichsten Pläne aufbauen könnte! Aber schlimmer noch als diese Schwarzmalereien sind öffentliche Auslassungen wie die des Majors Keim, der auf Seite 21 seiner schon jüngst erwähnten Broschüre schreibt:

„Wenn von Krieg und Frieden die Rede ist, dann wird überall betont, daß es sich natürlich nur um Vertheidigung gegen Angriffe handeln könnte. Ein unbefangenes Gemüth könnte auf Grund dieser Versicherungen beinahe zu der Vermuthung kommen, daß ja jeder Krieg vollkommen ausgeschlossen sei, denn wenn sich Alles nur vertheidigen will, so fehlt die Hauptsache im Kriege — der Angreifer! In Wirklichkeit liegt die Sache durchaus anders, und jeden Herrscher, jeden Staatsmann und jeden Feldherrn würde eine schwere Verantwortung treffen, wenn sie nicht bereits im Frieden dafür sorgten, die Wehrkraft ihres Landes auf eine solche Höhe zu bringen, daß ein politisch aufgezwungener Krieg nicht vertheidigungsweise, sondern angriffsweise geführt werden kann. Wir wollen uns nicht vertheidigen, indem wir in Geduld abwarten, bis der Gegner auf uns einschlägt, sondern wir wollen uns wehren, und der wehrt sich am besten, der zuerst zuschlägt. Dieser Punct muß unbedingt klipp und klar bei der ganzen Frage über den Zweck der Wehrkraft Berücksichtigung finden, sonst sind durchaus falsche Schlüsse über Stärke und Organisation einer Wehrkraft, die ihren Zweck voll und ganz erfüllen soll, unvermeidlich."

Es ist ja zweifellos, daß der verdiente Militairschriftsteller mit diesen Auslassungen weder im Inlande noch im Auslande den Verdacht hervorrufen wollte, die neue Militairvorlage solle einen Angriffskrieg vorbereiten. Aber ebenso zweifellos ist es uns, daß man aus seiner herben Kritik unsrer jetzigen militairischen Einrichtungen und aus seiner vorstehenden Auslassung in Frankreich sowohl, als auch in Rußland herauslieft, die neue Militairvorlage solle einen derartigen Krieg vorbereiten, den die jetzigen Einrichtungen zum Kummer unserer kriegslustigen Truppenführer unmöglich machten. Gegen diese Form der Vertheidigung der Militairvorlage, gegen diese zweischneidigen, in ihren Folgen ganz unberechenbaren Zwangsversuche, den Reichstag zur Annahme dieses Entwurfes zu nöthigen, richtet sich daher der einmüthige Protest der Presse aller Parteien. Auch im Reichstage selbst muß und wird diese gefährliche Stimmungsmacherei zur Sprache gebracht werden. Wenn bei dieser Gelegenheit der Herr Reichskanzler Dinge zu hören bekommt, die seinem Vorgänger in der Zeit der schärfsten Conflicte erspart worden sind, so kann er dafür die Presse nicht verantwortlich machen. Nicht sie züchtet den Beunruhigungs- und Mißmuthsbacillus, der bereits im ganzen Reiche einen fieberhaften Zustand herbeigeführt hat, welcher kaum noch einer Steigerung fähig ist.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Szapary ist gestern in Wien eingetroffen und vom Kaiser in längerer Audienz empfangen worden. Man wird demnach nun wohl bald hören, welchem Ausgang die ungarische Ministerkrisis zustrebt. Die politische Lage ist gegenwärtig gespannter, als sie es beim Rücktritt Tisza's war. Damals stand nur ein Personenwechsel bevor, heute aber besteht nach den neuesten Nachrichten eine verschärfte Parteikrisis, über deren muthmaßliche Lösung augenblicklich noch große Unklarheit herrscht. Für die facultative Civilehe, für die sich das Cabinet entschieden hat, scheint der Kaiser gewonnen zu sein. Andererseits verlautet aber auch, es sei eine ablehnende Antwort eingelaufen. Innerhalb der liberalen Partei besteht Coloman Tisza auf der Einführung der obligatorischen Civilehe. In der am Mittwoch stattfindenden Versammlung der liberalen Partei wird es sich nun zeigen müssen, ob Tisza's Anhang groß genug ist, um die Parteikrisis derart zuzuspitzen, daß das Cabinet Szapary unmöglich gemacht wird. Die wirkliche und entscheidende Ursache der Krisis, welche derselben auch den vollen Ernst verleiht, der ihr innewohnt, ist die kirchenpolitische Frage. In letzter Linie handelt es sich, wie die „Neue Freie Presse" betont, darum, daß alle politischen Kreise Ungarns, allen voran die gut katholischen, darüber erbittert und in ihrer Empfindlichkeit tief verletzt sind, daß man in Rom schon seit langer Zeit die Tendenz verfolgt, sich in die inneren Angelegenheiten Ungarns einzumengen und diese Einmischung für die internationalen Zwecke der römischen Politik zu verwerthen. Die ungarische Geschichte ist erfüllt von solchen Einmischungen der päpstlichen Curie, und immer waren es hervorragende katholische Ungarn, die sich an die Spitze der Bewegung gegen Rom gestellt haben, um dessen Aspirationen bezüglich der inneren Politik des Landes abzuwehren und zurückzuweisen. Man klagt die Regierung an, daß sie nicht im Stande gewesen sei, von den inneren Angelegenheiten des Landes die Intriguen der Curie fernzuhalten, deren Motiv in der Abneigung der Curie gegen den Dreibund zu suchen ist, daher mit rein politischen Zwecken und keineswegs mit religiösen Fragen zusammenhängt.

Wenn man die Berichte über die Berathungen des zur Reform des Wahlrechtes in Belgien niedergesetzten Ausschusses durchliest, so muß man erstaunen über die Vielseitigkeit der zur Revision des Wahlgesetzes gemachten Vorschläge. Da war zunächst ein Antrag eingereicht, der dahin abzielte, das allgemeine Stimmrecht einzuführen, mit Ausschluß der Unmündigen und der Unterstützungsbedürftigen. Ein zweiter Antrag wollte jeden Bürger für stimmberechtigt erklären, der seinen Stimmzettel eigenhändig schreiben kann. Ein weiterer Antrag knüpfte an die Gewährung des allgemeinen Stimmrechtes für alle 25jährigen Bürger die Bedingung, daß jeder Wähler mindestens seit drei Jahren am Wahlort seinen Wohnsitz gehabt haben muß. Ein vierter Antrag bezweckte, das allgemeine Stimmrecht glattweg für alle 25jährigen Bürger zu bewilligen. Ferner lag ein Antrag vor, die Interessen-Vertretung nach dem Princip der Dreitheilung: Arbeit, Capital und Intelligenz — einzuführen. Alle diese Anträge wurden mit beträchtlicher Mehrheit abgelehnt. Angenommen wurde dagegen der auf dem Princip des sogenannten Hausstandswahlrechtes beruhende Antrag, aber auch das Ergebniß dieser Abstimmung war insofern ein negatives, als die von der Fassung verlangte Zweidrittelmehrheit nicht zu Stande kam. Am Schlusse der Berathungen machte Ministerpräsident Beernaert die Mittheilung, daß die Regierung den Berathungen des Ausschusses und dem Ergebnisse der Abstimmungen Rechnung tragen und einen neuen Wahlgesetzentwurf ausarbeiten werde, für den sie eine Zweidrittelmehrheit zu finden hoffe. Es handelt sich dabei offenbar um die schon mehrfach erwähnte Verbindung des Haushaltungswahlrechtes mit dem Befähigungsnachweis, für welche die Lütticher Liberalen ihre Unterstützung in Aussicht gestellt haben. Dem Ergebnisse der Abstimmungen des Revisionsausschusses ist übrigens keine allzu große Bedeutung beizumessen.

Am gestrigen Sonntag fanden in Italien die allgemeinen Parlamentswahlen statt. Das Resultat ist bis jetzt nur sehr unvollständig bekannt. Es scheinen überwiegend, wie ja auch bestimmt vorausgesagt worden war, die ministeriellen Candidaten gewählt zu sein. Die Minister und die Parteiführer hatten keine Gegencandidaten, mit Ausnahme der Minister Pellaux und Bonacci, die jedoch auch gewählt sind. Mailand wählte den früheren Minister Colombo, drei andere Conservative und zwei radicale Regierungsfreunde. In Rom ist unter anderm der Irredentist Barzilai gewählt. Keinem Zweifel unterliegt, daß in Palermo auch Crispi gewählt wurde. Daß Crispi vor den Wahlen keine Rede gehalten, sondern dieselbe sich bis nach den Wahlen vorbehalten hat, das hat seinen Grund darin, daß er nicht Stellung nehmen wollte, um sich nach keiner Seite hin zu verpflichten und zu binden und um ganz freie Hand zu behalten. Man weiß, daß er Herrn Giolitti nur als seinen Platzhalter betrachtet und gleich Zanardelli die Räumung des Platzes binnen kurzer Zeit von demselben erwartet. Während aber Zanardelli das Cabinet offen und absichtlich als ein demokratisch-liberales gestempelt und demselben seine volle Zufriedenheit und Unterstützung gewährt hat, ist Crispi stumm geblieben, weil er die Hände frei haben will, im Falle, daß Herr Giolitti und seine Collegen ihm nicht zu Willen sind.

Auch Dänemark soll eine neue Heeres-Organisation erhalten. Der Kriegsminister General Bahnson hat dem Folkething einen darauf bezüglichen Gesetzentwurf vorgelegt. Danach bleiben Infanterie, Cavallerie und Feldartillerie von der neuen Organisation fast vollständig unberührt, dagegen sollen in der Festungsartillerie und unter den Genietruppen durchgreifende Aenderungen erfolgen. Die dänische Festungs-Artillerie, welche gegenwärtig nur sechs Linien- und drei Ersatzcompagnien zählt, wird durch das neue Gesetz mehr als verdoppelt, indem sie in Zukunft aus zwölf Linien- und acht Ersatzcompagnien bestehen wird, wozu noch die ebenfalls zu verdoppelnden Festungs-Artillerie-Abtheilungen der besonderen Kopenhagener Besatzung kommen. Ueberhaupt ist die bedeutende Vermehrung der Artillerie hauptsächlich durch die Vollendung der Befestigungen um Kopenhagen bedingt. Die Stärke der Genietruppen wird um zwei Abtheilungen vergrößert. Eine dieser neuen Abtheilungen erscheint unumgänglich nothwendig, wenn es im Ernstfalle möglich sein soll, die vielen Signalstationen in befriedigender Weise zu besetzen, welche jetzt auf allen strategisch wichtigen Puncten der weit ausgedehnten dänischen Küste eingerichtet worden sind und welche nicht nur für das Heer, sondern auch für die Flotte von der größten Bedeutung sein sollen. Die zweite der beiden neuen Genie-Abtheilungen soll ein Land-Torpedocorps bilden. Ferner schlägt der Minister vor, die Cadres der seeländischen Ersatzbataillone dermaßen zu erweitern, daß es im Ernstfalle möglich sei, die seeländischen Bataillone zu je acht Compagnien, anstatt wie bisher zu je vier, zu formiren. Bezüglich der Ersatzmannschaften, die bisher nicht zu Uebungen berufen wurden, fordert die neue Gesetzesvorlage, daß die Mannschaften der zwei jüngsten Jahrgänge entweder jedes zweite Jahr bei allen Abtheilungen oder aber jedes Jahr bei einer Hälfte der Abtheilungen zu zwölftägigen Uebungen herangezogen werden, Officiere und Unterofficiere jedoch für 17 Tage, um während der ersten fünf Tage einen Wiederholungscursus durchzumachen, bevor die Mannschaften sich einfinden. Gleichzeitig wird vorgeschlagen, die materielle Stellung der Ersatzofficiere und Unterofficiere zu verbessern. Die besondere Kopenhagener „Wehr", welche gegenwärtig zwei Bataillone Infanterie und zwei Compagnien Festungsartillerie zählt, wird nach dem neuen Projecte auf vier Bataillone und vier Compagnien erhöht. Die Intendantur soll eine zeitgemäße Vergrößerung erfahren; dasselbe soll betreffs des Sanitätscorps geschehen.

Deutsches Reich.

—o. **Dresden**, 7. November. Im nationalliberalen Kreisen der Residenz herrscht neuerdings reges Leben, wenn sich dasselbe auch noch nicht bis zu irgend welchen öffentlichen Acten herausgebildet hat. Die Mitgliederzahl des nationalliberalen deutschen Reichsvereins giebt durch ihr stetes Wachsen den besten Beweis dafür. Vor einiger Zeit ging man auch mit dem Plane um, ein selbstständiges Blatt mit nationalliberaler Tendenz zu gründen. Obwohl das Gründungscapital durch Zeichnungen bis zu einer ansehnlichen Höhe gebracht worden war, ließ man den Plan in letzter Stunde noch fallen, die Ausführung desselben für eine spätere Zeit aufschiebend. Für diesen Winter wird der Verein mit einer regeren Thätigkeit an die Oeffentlichkeit treten und durch zeitgemäße Vorträge zu wirken versuchen. Mit dem ersten derselben hat die Partei einen sehr glücklichen Griff gethan. Der Generalsecretair der nationalliberalen Partei (Herr Patzig aus Berlin) wird einen Vortrag über „Die Gefahr des Ultramontanismus seit Bismarck's Rücktritt" halten. Wie stark das Interesse des Publicums für derartige Fragen ist, mag aus dem Umstande hervorgehen, daß am Tage nach der Veröffentlichung der Einladung die Eintrittskarten vergriffen waren.

* **Leipzig**, 7. November. Der hiesige Nationalliberale Verein wird während des bevorstehenden Winters eine Reihe von öffentlichen Versammlungen abhalten, worin Vorträge über interessante politische Tagesfragen gehalten werden sollen. Die erste dieser Versammlungen findet Montag, den 14. November, statt; in ihr gedenkt Herr Rechtsanwalt Dr. Hans Blum einen Vortrag über die Angelegenheit der Emser Depeschen, welche von der

---

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

81] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ich wußte nichts davon", versetzte Teresa, „daß Sie eine solche Hypothek besitzen."

„Nun, nun . . . Sie sind mir doch Dank schuldig, ich habe damals Ihre Bitte erfüllt. Von Stobitzers ging ich ins Theater, um Ihre Adresse zu erfahren — auch dort Heimlichthuerei, man wollte mir keine Auskunft geben; Sie hatten jedenfalls auch dort Ordre ertheilt. Endlich fiel mir ein, daß ja eine Garderobière in einem meiner Häuser wohne — Marktstraße Nr. 5, Hintergebäude, im dritten Stock . . . und die gute Frau ist auf meine Nachsicht angewiesen; sie weiß, ich mache kurzen Proceß mit Miethern, die nicht pünctlich zahlen . . . und so ertheilte sie mir nach einigem Sträuben die gewünschte Auskunft. Und . . . hier bin ich! Doch warum in aller Welt verstecken Sie sich vor den Leuten? Man kann doch nicht den Tag über die Nonne spielen, während man Abends als blanker Amor — in der That; Sie waren reizend . . . solch ein Götterknabe . . . oder ein Göttermädchen, wie Sie wollen . . ."

„Herr Faber, ich verstehe noch immer nicht, warum Sie sich so viele Mühe gegeben haben, mich aufzusuchen."

„Nun", sagte der Rentier mit diplomatischer Manier, „man kann doch nicht gleich alle seine Karten auf den Tisch legen. Es genügt Ihnen gewiß, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mich anziehen wie ein Magnet. Ich bewundere Sie im Theater; doch das ist gleichsam die gute Stube . . . ich möchte Sie auch in Ihrem Boudoir bewundern."

„Da bin ich für Niemand zu sprechen, Herr Faber."

„Nun, man weiß, man erzählt sich doch . . ."

„Was erzählt man sich?"

„Wie die Welt nun einmal ist . . . ich habe Sie aber vertheidigt! Dazu haben Sie doch zu viel Geschmack . . . einen jungen Menschen, der nichts ist, nichts hat . . . ein Genie . . das aber ist doch das Wenigste, was man sein kann! Nein, nein, Fräulein Teresa, dies Gerede ärgert mich und um ihm ein- für allemal ein Ende zu machen, da tret' ich selbst in die Lücke . . . ich liebe Sie, Teresa!"

„Und so darf ich dies als einen Heirathsantrag ansehen?"

Das Wort erstarb dem Rentier auf den Lippen.

„Ein Heirathsantrag? Sie meinen . . . Sie scherzen . . . nun, das gerade nicht! So ernst nimmt man die Dinge beim Theater nicht gleich von Anfang an . . . man muß sich doch kennen lernen! Allerdings . . . sieben Häuser, eine prachtvolle Villa, Säulen mit corinthischen Capitalien — ich bin begehrenswerth, ich weiß. Doch darauf steht ja Ihr Sinn nicht! Dazu sind Sie zu sehr Künstlerin . . . Liebe um Liebe . . . mit dem Standesamt hört das Alles auf; auch die Kunst! Verheirathete Künstlerinnen taugen nur noch für die komischen Alten!"

„Und so erklär' ich Ihnen, Herr Faber", versetzte Teresa, indem sie sich stolz erhob; „daß ich in Ihrem Antrag nur eine Beleidigung sehen kann und Sie bitten muß, sich zu entfernen und von jetzt ab für immer meine Nähe zu meiden."

Auch Faber hatte sich erhoben, drehte den Hut in der Hand, blickte mit seinen Froschaugen noch immer wie fragend auf die Künstlerin . . . er wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Sie meinen . ." sagte er kleinlaut.

„Ich meine, daß Sie von jetzt ab lieber Ihre corinthischen Capitalien bewundern sollen als mich."

Und Goethe's Iphigenie und ihren leichten Gartenhut in die Hand nehmend, schritt sie mit einer kurzen Verbeugung an dem Verehrer vorüber, der eine Zeitlang regungslos dastand, wie der marmorne Triton gegenüber dem Gartenteich; nur seine Gesichtsmuskeln erbebten krampfhaft; er konnte sich in die Demüthigung gar nicht finden, die ihm zu Theil geworden . . . und noch dazu von einer solchen Person.

Das sprach er vor sich hin und damit hatte er sich wiedergefunden. Eine solche Person — und er, der Rentier Faber! Den Hut setzte er auf und der gewaltige Stoß, den er ihm dabei gab, zeugte von seiner wiedererwachten Energie. Für solche Kränkung mußte er Rache haben, und brütend über unheimlichen Plänen verließ er den Garten und warf die Gitterthür klirrend hinter sich zu.

Die bei den Wilden übliche Stammesrache muß doch den Menschen im Blute liegen; auch Faber fühlte die Rothhaut in seiner Brust sich regen und schwang seinen Tomahak gegen die Familie der Stobitzer, welche denselben Namen trug, wie die feindselige Dame. Er eilte in die Bäckerei, riß an der Klingel, trat, den Hut auf dem Kopfe, in die Küche, wo Frau Stobitzer mit glühendem Gesicht am Herde waltete, winkte ihr herrisch, ihm in ihr Zimmer zu folgen, und erklärte ihr, daß er die Miethe zum nächsten Quartal um dreihundert Mark steigern müsse; wollten sie diese Miethssumme nicht zahlen, so müßten sie die Wohnung räumen; auch der frühere Schuldposten müsse dann getilgt werden, sonst werde er ihnen den Backofen ausblasen und sie mit ihren Möbeln auf die Straße werfen.

Wenn Frau Stobitzer hätte erbleichen können, so würde ihr dies jetzt gelungen sein; so aber stand sie nur fassungs- und verständnißlos da, zuckte sich krampfhaft die weiße Schürze zurecht, und sah Herrn Faber wie ein seltenes Meßwunder mit staunenden Blicken an. Aus ihrer Erstarrung aufwachend, sagte sie endlich: „Ich rufe meinen Mann."

In solchen Augenblicken peinlicher Ueberraschung erinnerte sich sich desselben mit Vorliebe; sie holte ihn heran wie einen Regenschirm, der sonst im Winkel stand, beim Platzregen und spannte ihn gegen das Unwetter auf.

Und Herr Stobitzer erschien mehlbestaubt, in aller Hast, wie bei einem plötzlichen Unfall. Doch Faber, welcher der Dame des Hauses gegenüber noch eine gewisse Galanterie gezeigt, indem er ihr nur die kalte nüchterne Mittheilung von dem einmal gefaßten Entschluß machte, behandelte den Bäckermeister selbst wie einen Verbrecher, ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, entlud auf ihn seinen ganzen Zorn, sprach sich über das Bäckerhandwerk, das seinen schönen Miethstempel entweihe, in höchst geringschätziger Weise aus, ging über alle gestotterten Gegenreden zur Tagesordnung über und verließ erhobenen Hauptes das Haus, sein Haus, jeder Zoll ein Propriétaire, wie die Pariser respectvoll ein solches mit einem Hause behaftetes Lebewesen bezeichnen.

Das war die Rache an der Familie — und wenn er alles, was den Namen Stobitzer trägt, hätte vom Erdboden fortfegen können, so wäre ihm wohl gewesen.

Jetzt galt es, sich an diesem Geschöpfe zu rächen, an ihm persönlich — und aus dem Nebel hin und herwallender Entwürfe tauchte endlich etwas Greifbares auf, bei dem seine Gedanken mit Wohlgefallen verweilten und das immer festere Gestalt gewann. Er schritt langsam über die Promenade, hin und her erwägend, wie er am besten seinen Plan ausführen könne, und kehrte dann in einem Frühstückskeller ein, um sich von dieser geistigen Anstrengung zu erholen, und während er sich materiellen Genüssen, den Austern und dem Chablis zuwendete, jenen Plan wie Lagerobst in aller Stille ausreifen zu lassen.

Doch das hatte ihm das Schicksal nicht beschieden; solche Gemüthsruhe war ihm nicht vergönnt; er fand Gesellschaft dort, die wie ein Schwungrad das ganze Getriebe und Räderwerk seiner auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Gedanken in Bewegung setzte. Und zwar war diese Gesellschaft an zwei Tischen vertheilt: an dem einen saß Bankier Seiter und schenkte dem Fräulein Blau aus einer überschäumenden Champagnerflasche ein; an dem anderen Tische saßen Faber's hilfreiche Geister, mit denen er die neuen Stadtviertel aus der Erde zauberte. Der Baumeister Wolf und der Maurermeister Heinrich, Männer ohne jedes künstlerische Interesse, die sich nur für ein Theatergebäude zu begeistern vermochten, aber für nichts, was darin vorging. Gleichwohl waren sie ihm in diesem Augenblick unschätzbar; es waren Handlanger für seinen Plan und seine Gedanken hatten sich eben mit ihnen beschäftigt. Als galanter Cavalier wandte er sich indeß zuerst dem andern Tisch zu, wo das blaue Wunder saß. Diese Dame gehörte allerdings auch der Natterbrut an, von der die eine ihm soeben einen schmerzlichen Stich versetzt; doch er wußte ja, daß das giftige Gezücht auch gegenseitig sich verfolge und zu vertilgen suche. Der Bankier nickte Faber freundlich zu und rückte ihm einen Stuhl zurecht; er kannte den Mann als vollwichtig und bis zu einem gewissen Grade als ebenbürtig. Alle Menschen waren ihm durchsichtig wie Glas, was ihren wahren Werth betrifft: seine Einschätzungscommissionen kannte so wie er die Geheimnisse der feuerfesten Geldschränke. Die große Masse der umherwandelnden Nullen, zu denen nicht nur die Tagelöhner, sondern auch die höheren Beamten gehörten, kümmerte ihn weiter nicht. Doch wo die Ziffern anfingen, da wußte er Bescheid von den Tausenden bis zu den Millionen und Jedem heftete er die rechte Etikette an und danach bemaß er sein Verhalten und den Grad seines Respectes. Faber begrüßte er mit einem vertraulichen Lächeln; die Finanzauguren verstehen sich.

(Fortsetzung folgt.)